

blue notes

Christian Schröder

**Für mich
soll's
rote Rosen
regnen
Hildegard Knef**

ebersbach & simon

Christian Schröder

*Für mich soll's
rote Rosen regnen*

Hildegard Knef

ebersbach & simon

Eine deutsche Legende – das ist Hildegard Knef in vielerlei Hinsicht. Als junge Schauspielerin, die gleichsam aus dem Nichts kam, begeisterte sie in den ersten Nachkriegsfilmen, in der Rolle der atemberaubenden Femme Fatale gelang ihr sogar der Sprung nach Hollywood.

Als Sängerin verkörperte sie wie keine andere eine Frau, die unerschrocken für sich selbst spricht, mit Songs über Liebe, Leid und Lebensfreude. Als Schriftstellerin erzählte sie ihre Geschichte freimütig und authentisch, viele ihrer Zeitgenossinnen konnten sich damit identifizieren: Aus einfachen Verhältnissen stammend, aufgewachsen im Krieg, hatte sie sich durchgekämpft zum Erfolg, hatte Triumphe gefeiert, aber auch Niederlagen erlebt und war doch immer wieder aufgestanden. Die einzigartige Melange aus großer Kunst, Offenherzigkeit und unbändiger Lebenslust macht »die Knef« zu einer bis heute unvergessenen Ikone.

Christian Schröder hat Kunstgeschichte, Politik und Europäische Ethnologie studiert. Er ist Kulturredakteur beim Berliner Tagesspiegel und schreibt hauptsächlich über Pop, Literatur und Film. Für dieses Buch hat er über 50 Interviews geführt, u. a. mit Hildegard Knef selbst, David Cameron, Paul von Schell, Christina Gardiner, Mario Adorf, Volker Schlöndorff, Johannes Mario Simmel und Nadja Tiller.

Inhalt

Das Trümmermädchen – 7
1925–1948

Die Sünderin – 41
1948–1962

Die Sängerin – 75
1962–1977

Die Legende – 107
1977–2002

Editorische Notiz – 143

Das Trümmermädchen 1925–1948

Aufgetaucht ist sie wie aus dem Nichts, ihr Triumph war gewaltig. Zu Beginn des ersten deutschen Nachkriegsfilms *Die Mörder sind unter uns* entsteigt ein Mädchen einem Zug, der von Flüchtlingen und Kriegsheimkehrern überfüllt ist. »Berlin 1945. Die Stadt hat kapituliert ...«, heißt es im Vorspann. Die gerade 20-jährige Hildegard Knef spielt dieses Mädchen, das vier Jahre im Konzentrationslager überlebt hat. Eigentlich ist sie viel zu schön für die Rolle. Ihr langes blondes Haar glänzt in der Sonne, nichts an ihr erinnert an die ausgemergelten Leidensgestalten auf den Fotos der befreiten KZ-Häftlinge. Ob sie Jüdin ist oder warum sie sonst ins KZ kam, verschweigt der Film – nur dass man sie einst »abgeholt« habe, lässt Regisseur Wolfgang Staudte die ehemaligen Nachbarn tuscheln.

»Arbeiten, leben, endlich einmal leben« will die Davongekommene nun. Ihr Quartier muss sie mit einem ehemaligen Wehrmachtsoffizier teilen, der nicht mehr daran glaubt, dass es »sich lohnt, die Menschheit zu kurieren«. Seine Kriegserlebnisse haben diesen von Ernst Wilhelm Borchert gespielten Arzt zum Nihilisten gemacht. Der Wehrmachtsveteran ist traumatisiert, die KZ-Überlebende übt sich in Optimismus: ein bizarrer

Rollentausch. Natürlich verlieben sie sich ineinander. Als der Held seinen ehemaligen Vorgesetzten, der in Polen Frauen und Kinder an die Wand stellen ließ, erschießen will, wirft Knef sich dazwischen. Ein NS-Opfer rettet einem NS-Täter das Leben, für einen deutschen Spielfilm des Jahres 1946 ist das eine erstaunliche Pointe.

Die Mörder sind unter uns, von Wolfgang Staudte für die kurz zuvor gegründete, von den Sowjets lizenzierte Defa in den Trümmern Berlins inszeniert, machte die Knef über Nacht bekannt. Der Film wurde zu einem Publikumserfolg mit über fünf Millionen Zuschauern.

Hildegard Knef hatte Talent, und zudem etwas, das vielleicht noch wichtiger war: ein neues, unverbrauchtes Gesicht. Sie schien wie gemacht für einen Neuanfang des deutschen Films. Denn es war ansonsten ein Neuanfang voll altem Personal. Wolfgang Staudte hatte schon vor 1945 als Filmregisseur gearbeitet und war als Komparse im antisemitischen Hetzfilm *Jud Süß* aufgetreten. Der technische Mitarbeiterstab für *Die Mörder sind unter uns* war nahezu komplett aus der alten Belegschaft der »Filmstadt« Potsdam-Babelsberg rekrutiert worden.

Auch Knef besaß bereits Kino-Erfahrung, sie hatte 1943 mit 17 Jahren den Sprung an die Ufa-Schauspielschule geschafft und danach bis Kriegsende vier Filme gedreht. Ihre Rollen waren klein, und nur ein Film, *Die Brüder Noltenius*, erlebte noch vor dem Kriegsende seine Uraufführung. Staudte hatte große Ambitionen: Nachdem in Deutschland zwölf Jahre lang Propaganda- und Ablenkungsfilm produziert worden waren, wollte er jetzt das ungeschönte reale Leben zeigen.

Hildegard Knef drehte nach *Die Mörder sind unter uns*

zwei weitere Filme, die den Stillstand und den Neuanfang der Stunde null zum Thema machten: *Zwischen Gestern und Morgen* und *Film ohne Titel* (beide 1947). Sie wurde zum Star eines Genres, das eigentlich auf Stars verzichteten wollte.

Die Deutschen hatten schnell genug vom Moralismus und der Tristesse dieser Gegenwartsstücke, die sie bald verächtlich »Trümmerfilme« nannten. Sie wollten Lustspiele und glamouröse Liebespaare auf der Leinwand haben, nicht ihre eigenen Probleme. »Man wollte den Dreck vor seiner Haustür einfach nicht mehr sehen«, resümierte die Knef später.

Etwa zwei Dutzend Trümmerfilme sind zwischen 1946 und 1948 entstanden. Weil die Ateliers zerbombt oder beschlagnahmt waren, wurden viele Szenen an Originalschauplätzen, in den von Luftkrieg und Endkampf zerklüfteten »Klamottenwüsten« (Knef) der deutschen Großstädte gedreht. Gleich in einer der ersten Szenen von *Die Mörder sind unter uns* sieht man einen ausgebrannten Panzer und zwischen Trümmern spielende Kinder.

Hildegard Knef spielt in ihren ersten drei Nachkriegsfilmen zupackende, selbstbewusste, eigenständige Frauen, von denen bis heute eine große Kraft ausgeht, die Männerrollen an ihrer Seite wirken hingegen larmoyant und schwach. Die deutschen Frauen der unmittelbaren Nachkriegszeit hatten notgedrungen gelernt, ohne Männer auszukommen. Die Männer, die den Krieg überlebt hatten, waren noch in Gefangenschaft oder damit beschäftigt, das Trauma ihrer Niederlage zu verarbeiten. Also begannen die Frauen, das Überleben

zu organisieren und die zerbombten Städte zu enttrümmern. Es war eine Emanzipation, die aus der Not geboren war und nicht von Dauer sein sollte. Im deutschen Film der 1950er-Jahre war der Typus, den Knef so gut verkörperte, nicht mehr gefragt, die Schauspielerin erlebte einen Karriereknick. Die blonde Schönheit in den Ruinen des besiegten Landes, eine Frau, die sich nicht unterkriegen lässt von dem von Männern angerichteten Desaster: Das ist ein Bild, das sich bis heute mit der Knef verbindet.

Eine Berlinerin aus Ulm

Hildegard Knef gilt als Inkarnation der Berlinerin, doch geboren wurde sie an der Donau. Sie kam am 28. Dezember 1925 in Ulm zur Welt, ihre Mutter verließ mit ihr jedoch nach einem halben Jahr die Stadt. Das Geburtshaus an der Turmgasse 3, dessen Eingang sich heute an der Gideon-Bacher-Straße 5 befindet, steht noch. Es liegt am Rande der Altstadt, von den Fenstern des zweiten Obergeschosses aus, wo die Familie Knef lebte, muss der berühmte Turm des gotischen Münsters, in dem die Tochter am 7. Februar 1926 evangelisch getauft wurde, gut zu sehen gewesen sein.

Hildegards Vater Hans Theodor Knef, 1897 in Elberfeld geboren, der im Ersten Weltkrieg vor Verdun gekämpft hatte, machte Karriere in der Tabakindustrie und stieg zum Prokuristen der Ulmer Zigarettenfabrik »Lyra« auf. Hildegards Mutter Frieda Auguste, geborene Gröhn, war ein Jahr älter als ihr Mann und stammte

aus Schöneberg, das zum Zeitpunkt ihrer Geburt noch eine eigenständige Stadt bei Berlin war. Das Paar heiratete 1923 im Schöneberger Rathaus und führte, bedingt durch die Arbeit des Mannes, bis zur Geburt der Tochter eine »Umzugsehe« (Knef) mit häufig wechselnden Wohnsitzen. Hildegard Knef besaß keinerlei persönliche Erinnerung an ihren Vater, er starb im Juni 1926 überraschend mit 28 Jahren an den Folgen einer Syphilis. Die Mutter kehrte daraufhin mit dem Säugling nach Berlin zurück, wo sie Arbeit als Sekretärin bei Siemens fand.

Hildegard Knef fand es zwar »bedeutend, eine Halb- waise genannt zu werden«, schrieb in ihrer Autobiografie aber auch über die Sehnsucht, die sie lange nach dem Vater verspürte. Manchmal, wenn die Tochter allzu ausgelassen war, sagte die Mutter tadelnd: »Du lachst wie dein Vater, der bellte auch immer so los und lachte, bis ihm die Tränen kamen«. Das Verhältnis zur Mutter war nicht ohne Spannungen. »Mit meiner Mutter gibt es viel Sprachloses«, erzählte Hildegard Knef noch 1999, 38 Jahre nach deren Tod, im Präsens. »Viel Unausgesprochenes. Sehr der Wunsch, manchmal in die Nähe zu kommen.« Knef erfand sich einen Ideal-Vater, die Fehlstellen seiner Biografie füllte sie mit ihrer Fantasie. Er sei ein »Abenteuern zugeneigter Hitzkopf« gewesen, habe in der Türkei eine Tabakfabrik aufbauen sollen, sei für die SPD als »zeitweilig jüngster Abgeordneter« in den Reichstag gewählt worden und habe dort eine »beachtete Rede« gehalten. Im Reichstag hat er nie gesessen, wahrscheinlich war er nicht einmal in der SPD.

»Ich bin kein Heimatmensch«, sagte Knef am Ende ihres Lebens, als sie nach mehr als 50 Umzügen dies- und

jenseits des Atlantiks, die manchmal Fluchten geglichen hatten, noch einmal nach Berlin zurückgekehrt war. »Ich gehöre einer Generation an, die die Völkerwanderung fast wieder erfunden hat«, befand sie, und das war nur halb ironisch gemeint. »Ich kannte Berlin hauptsächlich als Krater, dann ging ich nach Amerika, und ich würde sagen, dass ich viel mehr eine Atlantikbewohnerin bin als irgendetwas anderes.« Wenn es dennoch für sie so etwas wie Heimat gegeben hat, dann war das wohl Berlin, wo sie ihre ersten 22 Jahre verbrachte. Über die Stadt und ihre zernarbte Schönheit hat sie einige ihrer besten Chansons geschrieben. Das bekannteste heißt *Berlin, dein Gesicht hat Sommersprossen* und ist eine Liebeserklärung: »Berlin, mein Gemüt kriegt Kinderaugen/und mein Puls geht viel zu schnell,/nimmst du mich voll Selbstvertrauen/an dein verknautschtes Bärenfell«.

In Berlin, wo Hildegard Knef vom Sommer 1926 an zunächst in Schöneberg, dann in Wilmersdorf aufwuchs, wurde der Großvater zu einer Art Ersatzvater der Halbwaise. Karl Leopold Gröhn, Jahrgang 1865, hatte eine Schrebergartenlaube im südlich von Berlin gelegenen Zossen zu einem idyllischen Hauptwohnsitz ausgebaut, dort verbrachte die Enkelin zwischen Obstbäumen und Badeteich, mit Hund, Ziege und Kaninchen die Sommermonate. Ein Kinderparadies. 1945, wenige Wochen nach dem Krieg, wird der Großvater mit 79 Jahren Suizid begehen. Für die Enkelin, die gerade ihre Nachkriegskarriere beginnt, wird es der zweite Verlust einer Vaterfigur.

Mit sechs Jahren erkrankte Knef so schwer an Polio, dass die Ärzte eine lebenslange Verkrüppelung befürchteten. Sie war lange bettlägerig und musste das Laufen noch einmal lernen. Wenig später brach sie sich ein Schlüsselbein und erkrankte an Rheuma. Krankheiten haben die Knef durch ihr ganzes Leben begleitet, sie wurde buchstäblich zur Stehauf-Frau.

In ihrer Autobiografie *Der geschenkte Gaul* lesen sich ihre Erinnerungen an die Kinderkrankheiten wie eine Vorwegnahme ihrer späteren Krebs-Passionsgeschichte: »Da waren ewig neue, endlose, zahllose, familienzermürbende Krankheiten, Tropfen- und Tablettenströme.«

Die Mutter kündigte bei Siemens, um sich besser um die Tochter kümmern zu können, und übernahm ein Zigarrengeschäft. 1932 heiratete sie den Schuhmacher Willy Wulfstieg. Hildegard Knef mochte den Stiefvater, der da plötzlich in ihr Leben drängte, nicht. »Da war eine Behinderung zwischen uns, wie ein verstopftes Rohr. Er wusste nicht, was man mit einem Mädchen anfangen sollte«, befand sie später. Mutter und Stiefvater betrieben nach ihrer Hochzeit eine »Besohlanstalt« am S-Bahnhof Wilmersdorf (heute S-Bahnhof Bundesplatz). Die Tochter musste mithelfen, sie brachte reparierte Schuhe zu den Kunden.

Hildegard Knef war – das belegen ihre Zeugnisse – eine gute Schülerin. Ihre Klassenlehrerin an der Städtischen Mittelschule in Schöneberg beschreibt sie in *Der geschenkte Gaul* mit beißendem Sarkasmus: »Fräulein Weise war nicht so; sie war böse und hätte zur Warnung ihrer Schüler auch so heißen sollen.« Sie habe die Schüler gehasst und auf ihren »rosa Gewändern ein

Parteiabzeichen« getragen. Eine krasse Karikatur. In Wirklichkeit – so die Recherche eines Schulforschers – war diese Klara Weise kein Mitglied der NSDAP. Genauso zweifelhaft ist Knefs spätere Behauptung, sie selbst habe sich dem »Bund Deutscher Mädels«, dessen Mitgliedschaft für Schülerinnen obligatorisch war, verweigert. Als sie 1944 einen »Abstammungsnachweis« ausfüllte, um in die Reichsfilmkammer aufgenommen zu werden, antwortete sie im Fragebogen auf die Frage »Welchen anderen politischen Parteien haben sie früher angehört?«: »B.D.M.«

Ich will alles – oder nichts

Hildegard Knef hatte außergewöhnlich viele Talente. Das erste: Malen und Zeichnen. Schon als Kind porträtierte sie Familienmitglieder, im Schulunterricht fertigte sie akribische Stillleben. Nachdem sie 1942 mit 16 Jahren die Schule mit der Mittleren Reife verlassen hatte, bewarb sie sich für eine Ausbildung bei der Trickfilmabteilung der Ufa – und wurde zu ihrer eigenen Überraschung angenommen. Allerdings sollte sie an der Ausbildung im Ufa-Trickfilmatelier, das sich am Dönhoffplatz in der Berliner Stadtmitte befand, schon bald das Interesse verlieren. Das stupide Abzeichnen von Alltagsgegenständen und Gewanddetails langweilte sie, statt Fantasie waren vor allem Präzision und Geduld gefragt. Ende 1942 war sie überzeugt, dass das Leben ihr noch etwas anderes bieten müsse: Sie würde Schauspielerin werden. Angefixt hatte sie eine erste kleine Rolle in einem Werbefilm.

Ins Theater ist Hildegard Knef nur selten gegangen, es gab für sie auch kein Kino-Erweckungserlebnis oder einen Star als Vorbild. Beim Versuch, Schauspielerin zu werden, konnte sie sich nur auf eines verlassen: ihr unerschütterliches Selbstvertrauen. »Mit sechzehn sagte ich still: Ich will, / will groß sein, will siegen, / will froh sein, nie lügen. / Mit sechzehn sagte ich still: Ich will / will alles – oder nichts«, heißt es in *Für mich soll's rote Rosen regnen*, dem Chanson, in dem sie 1968 ihre Lebensgier und Aufstiegssehnsucht besang. Man darf die Verse durchaus wörtlich nehmen, als skizzenhaftes Jugendbildnis.

»Drehen Sie sich mal ins Profil«, sagte die rothaarige Eskimofrau, die Else Bongers hieß, im ›Berlin-Film-‹Büro Unter den Linden. ›Können Sie etwas vorsprechen?‹ – ›Nein‹, flüsterte ich. – ›Wieso wollen Sie Schauspielerin werden?‹ – ›Weil ich begabt bin.‹ – ›Woher wissen Sie das?‹ – ›Ich weiß es.« So beschreibt Knef in *Der geschenkte Gaul* die erste Begegnung mit ihrer Schauspiellehrerin. Bongers, die später auch Horst Buchholz und Götz George ausbilden sollte, wurde für Knef zur Türöffnerin und auch – ähnlich wie später Marlene Dietrich – zu einer mütterlichen Freundin. Sie verschaffte ihr Probeaufnahmen, die im Dezember 1942 in Potsdam stattfanden. Als Propaganda- und Filmminister Joseph Goebbels die Aufnahmen sah, befand er: »Die ist nett. Jedoch muss die Nase operiert werden.« Aber erst die Fürsprache des Regisseurs Wolfgang Liebeneiner sorgte dafür, dass Knef – ohne Nasenoperation – im September 1943 einen Ausbildungsvertrag beim Filmkonzern Ufa erhielt, dotiert mit monatlich 350 Reichsmark.

Die Babelsberger Filmschule war ein knappes Jahr

zuvor gegründet worden, sie gehörte zu Goebbels' Lieblingsprojekten. Neben Schauspielstunden, Sprechtechnik, Ballett- und Gesangsunterricht stand im Fach »Gegenwartskunde« auch ideologische Indoktrination durch einen Redakteur des *Völkischen Beobachters* auf dem Programm. Knefs Talent blieb nicht unbemerkt, der Ehrgeiz trug Früchte. Ihre Mitschüler ließ Knef schon bald hinter sich, sie erreichte, was sie sich vorgenommen hatte: die Beste zu sein.

So stand Hildegard Knef schon im Oktober 1943, einen Monat nach dem Beginn ihrer Ausbildung, für einen Ufa-Film vor der Kamera. Sie spielte Prinzessin Hildur, eine schwedische Hofdame, im Biopic *Träumerei*, das die dramatische Liebesgeschichte von Clara Wieck und Robert Schumann erzählt, verkörpert von Hilde Krahel und Mathias Wiemann. Der Film wurde dann allerdings zu lang und ihre Rolle wieder herausgeschnitten. In der Provinzstadt-Posse *Die Brüder Noltenius*, der ab März 1944 entstand, ist sie ganze 14 Sekunden lang zu sehen. Unter den 23 Darstellern, die der Vorspann nennt, fehlt ihr Name.

Ihren schönsten Auftritt in diesen frühen Ufa-Filmen hat Hildegard Knef in Helmut Käutners Binnenschifferromanze *Unter den Brücken*, die im Sommer 1944 in Berlin und im Havelland gedreht wurde. Als »Mädchen in der Mansarde« trägt sie in der Eingangsszene nur Hemd und Unterrock, im Hintergrund ihres kleinen Zimmers sieht man das zerwühlte Bett, das sie die letzte Nacht mit dem Schiffer geteilt hat, der sie nun verlässt. Sie will ihn nicht gehen lassen, sie barmt und bettelt – »Karl, warum nimmst Du mich nicht an Bord, warum

heiratest Du mich nicht?» –, aber der Schiffer, gespielt von Carl Raddatz, schüttelt sie ab wie eine lästige Fliege: »Ich sag doch gar nichts gegen Dich. Aber mal nennst Du mich Hendrik, mal nennst Du mich Karl. Ich heiße Hendrik, Tschüss.« Knefs Figur ist eine Vorläuferin jener »leichten« oder »gefallenen« Mädchen, mit denen sie später Skandal machen wird.

Je näher das Ende des Kriegs rückte, desto größer wurde die Kluft zwischen den beiden Welten, in denen sich Hildegard Knef bewegte: der Alltag mit seinen Entbehrungen und die illusionären Kulissen des Films. Berliner Alltag 1944/45, das waren Tage und Nächte im Luftschutzkeller zwischen »Bibbermäulern, Faltehändchen, ›Womit-haben-wir-das-verdient-Kreischern« und anderen »Lebensangst-Todesangst-Fratzen«, wie es in *Der geschenkte Gaul* heißt.

Das Überleben lernen

Die Briten und Amerikaner intensivierten im Sommer 1943 die Bombenangriffe auf Berlin. Was nach den Attacken von ihrer Stadt noch übrig war, nannten die Berliner sarkastisch »Reichstrümmerfeld«, »Klamottenburg« oder »Trichterfelde«. Schon im November 1943 war das Wohnhaus der Familie Wulfestieg/Knef an der Bernhardstraße 5 in unmittelbarer Nähe des S-Bahnhofs Wilmersdorf in Schutt und Asche gebombt worden.

Heinz Wulfestieg, Hildegard Knefs damals siebenjähriger Halbbruder, erlitt bereits im Frühjahr 1943 bei einem Bombenangriff einen Herzanfall, auf ärztlichen Rat

verließ die Mutter daraufhin im Herbst mit ihm Berlin und zog zu Verwandten ins niedersächsische Uelzen. Knef weigerte sich, mitzugehen. »Dieser Entschluss meiner Mutter war die große Wendung in meinem Leben. Ich lernte, mich durchzubeißen«, bilanzierte sie lange danach.

Zeitweilig fand Knef Unterschlupf bei Bekannten am Teltower Damm in Zehlendorf. Alike und Fritz Dippert hörten nachts heimlich die BBC, was bei Todesstrafe verboten war, und erzählten ihrer neuen Mitbewohnerin von den emigrierten und totgeschwiegenen Größen der Weimarer Republik, von Bertolt Brecht und Thomas Mann, Elisabeth Bergner, Fritzi Massary, Max Pallenberg und Max Reinhardt.

Nazis tauchen in Knefs Erinnerungen immer nur als Randfiguren auf, die Menschen, mit denen sie näheren Umgang hatte, erscheinen allesamt als aufrechte Regimegegner. Als sie nach dem Krieg als erste deutsche Schauspielerin im Ausland, bei den ehemaligen Kriegsgegnern USA, England und Frankreich, Karriere machte, sollte ihr die deutsche Herkunft immer wieder vorgehalten werden. So wirkt Knefs auffallende Betonung ihrer Distanz zum nationalsozialistischen Umfeld ihrer Kindheit und Jugend wie eine Rechtfertigung. Als könnte man inmitten der Täter groß geworden sein und trotzdem nichts mit ihnen zu tun haben.

Wie kann man als junger Mensch – das wurde Hildegard Knef sehr viel später gefragt – in einer so fürchterlichen Zeit den Entschluss fassen, Schauspielerin zu werden? Ihre Antwort: »Flucht vor der Gegenwart«. Auf dem Ufa-Gelände in Potsdam-Babelsberg wurden

neben wenigen Propagandafilmen vor allem Komödien, Dramen, Operetten und Revuen gedreht, in denen die Wirklichkeit des NS-Regimes von Kulissen verstellt war. »Auch die gute Laune ist kriegswichtig«, lautete eine Maxime von Goebbels.

Hildegard Knef wurde zum Jahreswechsel 1944/45 19 Jahre alt, sie war längst kein Kind mehr und neben der künstlerischen Karriere hatte noch etwas anderes begonnen: ihre erotische Biografie. Immer öfter wurde sie von Männern in der U-Bahn angesprochen, und auch bei Truppenbetreuungs-Auftritten, zu denen die Auszubildenden der Filmschule abkommandiert wurden, war sie eine Attraktion.

Doch ihre erste große Liebe erlebte Knef mit einem fast 20 Jahre älteren, mächtigen Mann: Ewald von Demandowsky. Der ehemalige Redakteur des *Völkischen Beobachters*, NSDAP-Mitglied seit 1931 (mit einer Unterbrechung), gehörte zu Goebbels' engsten Vertrauten in der Filmbranche. Knef sprach sogar von einem »Schüler-Lehrer-Verhältnis«. Als sie sich Mitte 1944 bei einer Filmvorführung in dessen Dahlemer Villa begegneten, war er seit mehr als fünf Jahren Produktionschef der Tobis Filmkunst und Reichsfilmdramaturg. Seine Ehefrau und die gemeinsamen beiden Kinder waren in die »Ostmark«, vormals Österreich, evakuiert.

Knef charakterisiert den ehemaligen Geliebten in *Der geschenkte Gaul*, nicht ohne Anerkennung, als Überzeugungstäter: »Demandowsky ist kein Gleichgültiger, kein Mitläufer. (...) Er glaubt an die Herrenrasse, an die Mission, glaubt an die, die berufen zu regieren, zu befehlen.« Ihre Rechtfertigung, sich ausgerechnet in einen

hohen Nazi verliebt zu haben, besteht aus einem einzigen Satz: »Ich habe ihm nichts entgegenzusetzen.« Die Beziehung wird ihrer Karriere nach dem Krieg noch schaden: Als sie 1949 in Hollywood rufbar wurde, verlor Knef die ihr zugesagte weibliche Hauptrolle in dem amerikanischen Film *The Big Lift*, einem Melodram über die Berliner Blockade und die Luftbrücke.

Mit dem Angriff auf die Seelower Höhen eröffnete die Rote Armee am Morgen des 16. April 1945 die »Schlacht um Berlin«. Der deutsche Widerstand brach innerhalb einer Woche zusammen, am 25. April schloss die Rote Armee einen Ring um die Reichshauptstadt, der nur im Norden und Nordwesten noch für einige Tage durchlässig blieb. Hitler hatte sich schon Wochen zuvor unter die dreieinhalb Meter dicke Stahlbetondecke seines »Führerbunkers« zurückgezogen.

»Ich habe die Einschlaggeräusche der verschiedenen Bomben unterscheiden können, ehe ich noch einen Ton Mozart kannte«, hat Hildegard Knef später über sich gesagt. Jetzt lernte sie auch das Pfeifen von Haubitzen- und Panzergranaten kennen. Die Apokalypse fand statt, während der Frühling in den Ruinen bereits Blüten trieb.

Knef erlebte die letzten Kriegstage mit ihrem Geliebten Demandowsky unter abenteuerlichsten Umständen. Als er sich am 19. April 1945 in Schmargendorf zum Volksturm melden musste, schloss sie sich ihm an. Er nannte die Geliebte nun seine »Braut«. Umstandslos händigte man ihr eine Uniform, Handgranaten und ein Maschinengewehr aus. Es war sicher kein Fanatismus, der Knef dazu trieb, am Vorabend des Untergangs in den Krieg zu ziehen, sondern vielmehr Überlebenswille.